

Checking out

Karge Landschaft, flirrende Hitze. Sergio Ramírez fährt mit seinem Mietwagen über die Südautobahn von Teneriffa. Er muss sich rechts halten, um die Abzweigung nach Puerto de la Cruz zu erwischen. Der Asphaltstreifen macht eine scharfe Rechtskurve – verdammt, Sergio hat sich schon wieder verfahren. Das kleine Auto rollt die Anhöhe hinunter. Ramírez landet in einer Ortschaft namens Añaza. Nie gehört – egal, der Mann aus Barcelona fährt weiter nach unten in Richtung Meer. Vielleicht gibt es da ja irgendwo eine nette Cafeteria mit einem guten Espresso. Den könnte er jetzt gebrauchen, nachdem er sich bei dieser Abfahrt nun schon zum dritten Mal verfranzt hat, seit er auf der Insel ist.

Die Straße führt in sanften Kehren durch den Ort den Hang hinunter. Rechts und links ziemlich dichte Bebauung, wie an den Berg geklebte Waben. Irgendwann öffnet sich das Panorama; rechts das tiefe Blau des von der Nachmittagssonne beschienenen Meeres. Weiter vorne steht ganz für sich alleine ein vielleicht zwanzigstöckiges, graues Betongerippe auf der felsigen Küste. Neben dem gigantischen Gerippe ein völlig leerer Parkplatz mit penibel aufgemalten, weißen Linien. Seltsam, da sind keine Baufahrzeuge, keine Kräne, keine Arbeiter, keine Bauzäune, nur dieses riesige Beton-Skelett. Ramírez fährt auf den einsamen Parkplatz und stoppt den Kleinwagen exakt zwischen zwei der weißen Linien – Ordnung muss sein. Er betrachtet das eigenartige Gebäude und schüttelt den Kopf.

Auf einer der wenigen schon fertiggestellten Wände prangt ein Graffito; eine häßliche Fratze starrt ins Landesinnere. Ansonsten pfeift der Wind durch die leeren Stockwerke des Gerippes. Hier wird schon ewig nicht mehr gebaut, denkt Sergio. Er geht von dem geisterhaften Parkplatz über einen schmalen Pfad auf das Beton-Skelett zu; dann legt er den Kopf in den Nacken und zählt. 21 Stockwerke, die sich jeweils über drei Gebäudeflügel ziehen. Das tote Ding hat pharaonische Ausmaße. So wie es da auf dem Felsen steht, könnte es von nach uns kommenden Zivilisationen glatt für ein kultisches Monument gehalten werden, eine Cheops-Pyramide für den Touristengott.

Ramírez stellt verwundert fest, dass das unfertige Hotel nicht abgesperrt ist; kein Zaun, nichts ist zubetoniert, noch nicht einmal ein Verbotsschild. Der schmale Pfad führt direkt in das offene Gerippe hinein. Sergio betritt das Erdgeschoß. Ein ganzes Geschwader erschreckter Tauben flattert auf. Ramírez zuckt zurück. Die Vögel verschwinden im Freien und in den hinteren Teilen des Gebäudes. Zurück bleibt das Pfeifen des Windes, im Hintergrund das Rauschen des Meeres. Die Situation kommt Ramírez mulmig vor. Er denkt für einen Moment, das sind Hitchcocks Vögel. Sergio ist ängstlich, nicht schwindelfrei, doch neugierig ist er auch. Er geht weiter, seine Schritte knirschen auf dem niemals gefegten Betonfussboden. Das Treppenhaus ist halb fertig; die Stufen sind da; aber keine Geländer, keine Wände. Ramírez geht ganz langsam nach oben; er setzt vorsichtig einen Schritt vor den anderen auf den Beton, immer in der Mitte der ungeschützt in dem Gerippe schwebenden Stufen.

In der 4. Etage bleibt Ramírez einen Moment stehen. Das mulmige Gefühl ist wieder da; ein leichter Schwindel erfasst ihn, obwohl ja eigentlich nichts passieren kann, solange er aufpasst, wo er hintritt. Wieder flattern ein paar Tauben auf. Sie verlassen die offene Etage; kein Angriff – Hitchcock ist Fiktion. Sergio entdeckt einen langen Gang, der in Richtung Ozean führt. Der Betonfußboden ist nahezu fertig; nur hier und da klaffen eckige Löcher, die geradewegs bis in den Keller reichen. Ramírez geht auf das Meer zu, immer darauf bedacht, bloß nicht in so ein gefährliches Loch zu treten. Rechts und links liegen die Zimmer, die niemals einen Gast hatten, zumindest keinen zahlenden. Bierdosen und zerbrochene Flaschen liegen herum und anderer Kram, den irgend jemand zurück gelassen hat – Obdachlose vielleicht, oder junge Leute, die das Gerippe als coole Partylocation genutzt haben. Risiko, denkt Ramírez, wenn hier einer besoffen ist oder bekifft, dann kann das ganz schnell böse enden.

Sergio geht in eins der Zimmer; kurz vor der ins Leere ragenden Betonplatte, die einmal ein Balkon werden sollte, bleibt er stehen und schaut die tief unter ihm liegende Küste entlang. Vielleicht zweihundert Meter weiter steht eine Bretterbudensiedlung in der kargen Landschaft, ein EU-Slum, so ein Platz, an dem Krimi-Regisseure gerne ihre Tatverdächtigen wohnen lassen. Definitiv keine gute Gegend hier. Plötzlich ein Geräusch hinter ihm; Ramírez fährt herum, doch da ist niemand; nur ein paar dunkle Vögel, die kreischend im gegenüberliegenden Zimmer verschwinden. Diesmal sind es keine Tauben, auch keine Möven; es sind schwarze Vögel, wie Krähen – Todesvögel! Cool bleiben, Sergio verdrängt den Gedanken.

Er geht zurück auf den langen Korridor. Der Horizont schimmert in der Öffnung am Ende des Gangs. Ein Postkarten-blauer Himmel über dem tiefblauen, aufgewühlten Meer, eingerahmt von unverputztem Beton. Sergios Herz klopft vor Aufregung; er ist hin- und hergerissen zwischen Beklemmung, Schwindel und Neugierde, ein bisschen zurückversetzt in die Abenteuerwelt, die es für ihn gab, als er ein kleiner Junge war. Durch den Gang zieht eine wunderbare, frische Brise mit dem Salz der Meeresluft, dringt in seine Lungen und zerstreut seine Angst. Sergio will das geheimnisvolle Hochhaus weiter erkunden, er will weiter nach oben.

Wieder betritt er das niemals vollendete Treppenhaus. Die nach oben führenden Stufen sind schmaler als die vorherigen; der Wind bläst stärker zwischen die Betonknochen des von Menschenhand geschaffenen Skeletts. Mit jedem weiteren Schritt in die Höhe klopft das Herz des Katalanen ein bisschen schneller. 5. Etage, 6. Etage, 7. Etage; von Meer oder Landschaft ist nichts mehr zu sehen; durch die leeren Stockwerke schimmert nur noch das Blau des Himmels.

Aus der 8. Etage kommt ein seltsames Geräusch, das Wind und Meeresrauschen übertönt, ein eigenartiges, heiseres Krächzen. Sergio verharrt auf dem Treppenabsatz und schaut vorsichtig nach oben. Auf der vorletzten Stufe hockt eine der häßlichen Krähen und starrt ihn aus kranken, gelben Augen an. Der will er lieber nicht zu nahe kommen. Ramírez unterbricht den Aufstieg und geht in den langen Korridor, von dem die nie bewohnten Zimmer abgehen.

Die Sonne steht jetzt etwas tiefer; am Ende des Ganges erstrahlt ein gleißendes, fast unnatürliches Licht, verwandelt den Korridor in einen Tunnel. Die getragenen Klänge eines gregorianischen Chorals durchdringen den Raum, überlagern das Rauschen des Meeres. Kein Lüftchen regt sich mehr. Das helle Licht der Sonne wärmt das verzagte Herz des Katalanen. Wie in Trance folgt er den Klängen der geheimnisvollen Musik und geht auf das Ende des Korridors zu. Sergio schließt die Augen. Ein markerschütternder, heiserer Schrei. Sergio ist wieder hellwach. Er blickt in die gelben Augen der Krähe. Der Vogel hockt auf der ungesicherten Balkonplatte und schreit sich die Lunge aus dem Schnabel. „Du Mistvieh“, brüllt Ramírez. Die Krähe flattert auf und greift an. Erst kurz vor dem Kopf des Katalanen dreht der Hitchcock-Vogel ab und verschwindet krächzend in einem der leeren Zimmer. Sergio taumelt einen Schritt zurück. Erst jetzt wird ihm klar, dass die Krähe ihm das Leben gerettet hat.

Ramírez hat genug von dem Geisterhotel – und Angst vor sich selbst. Wie konnte ihn am helllichten Tag so ein gefährlicher Traum übermannen? Er geht langsam zurück ins Erdgeschoß, immer darauf bedacht, bloß nicht in eins der Löcher zu treten oder gar auf den frei schwebenden Treppenstufen auszurutschen. Sein Auto steht unangetastet auf dem einsamen Parkplatz. Der Katalane steigt mit einer gewissen Erleichterung ein und setzt seinen Weg nach Puerto de la Cruz fort.

Nach dem Abendessen sitzt Ramírez noch lange an der Bar vom Hotel Semíramis und grübelt. Er lässt sein gefährliches Abenteuer in der verlassenen Hotelruine auf der anderen Seite der Insel Revue passieren. Mit der Wirkung des Alkohols wird das Geisterhotel surrealer und surrealer; und doch war es da.

Nach dem vierten Wein werden seine Lider schwer; Sergio will schlafen, nur noch schlafen. Er tritt aus dem Aufzug und tapert trunken durch den Flur des riesigen, in den Fels hinein gebauten Hotels. Sein Zimmer hat die Nummer 1302. Es liegt ganz am Ende eines langen, etwas schummerigen Ganges. Bewegungsmelder klicken und entzünden jeweils eine der in der Decke versenkten Lampen. Klack – Licht..., Klack – Licht..., Klack – Licht... Ramírez kann sich eine gediegenere Beleuchtung vorstellen. Er denkt an die wunderbare Lage des Hotels hoch über dem Meer; der traumhafte Blick von den Terrassen und Balkonen wiegt diese düsteren Gänge allemal auf. Klack – Licht..., Klack – Licht..., Klack – am Ende des Ganges knien zwei weiße Engel im fahlen Licht der Deckenbeleuchtung. Seine Zimmertür mit der 1302 wird zu einem warmen Lichtfleck. Ramírez bleibt stehen. Er versucht, die Wirkung des Alkohols abzuschütteln und macht zwei verzagte Schritte nach hinten. Klack – die Engel sind wieder verschwunden. Sergio verharrt eine Weile regungslos in dem schummerigen Gang. Dann setzt er sich wieder vorsichtig in Bewegung. Klack – Licht..., Klack – Licht...; Klack – Licht... Ramírez zieht den Schlüssel aus der Tasche. Mit zittrigen Händen schließt er sein Zimmer auf.

Sergio geht auf den Balkon und raucht eine Zigarette. In dem bleigrauen Himmel steht ein fahler Mond und grinst. Tief unter ihm rauscht das nachtschwarze Meer.

In der Nacht irrt Ramirez durch scheinbar unendliche Korridore, hinter denen irisierende Lichter auf ihn warten; mal ist es das Blau des Meeres, mal sind es die gleißenden Strahlen der Sonne. Der Raum ist von getragenen, religiösen Chorälen erfüllt. Engel knieen am Wegesrand und lächeln ihn an. Doch jedes Mal, wenn er schüchtern zurücklächelt, wird er von schwarzen Krähen mit widerlichen, gelben Augen angegriffen. Diese Vögel sind Hitchcocks Vögel; sie hacken auf ihn ein, zerstören sein Augenlicht. Sergio wird schweißüberströmt wach.

Er geht noch einmal auf den Balkon. Noch immer hängt das fahle Mondgesicht im bleigrauen Himmel und lächelt – es ist ein dreistes Lächeln. Den Angriff der Krähen in seinem Traum kann Sergio so gerade noch abschütteln. Doch die Lichter in der gruseligen Ruine, auf dem Flur des Hotels und gerade wieder im Traum, diese Lichter am Ende eines Tunnels lassen ihn nicht los. Er will noch nicht sterben. Sergio betet.

Auch in den kommenden Nächten wird er regelmäßig von Alpträumen geplagt. Mal tragen ihn die Engel hinfert in eine Welt, die er nicht versteht, mal attackieren ihn die Krähen mit den kranken, gelben Augen. Und immer wieder doziert Alfred Hitchcock über die Vögel und ihre jahrtausende alte Beziehung zu den Menschen. Hitchcock empfiehlt seinen schaurigen Film und fragt mit starrem Blick: „Was ist das grausige Geheimnis der Vögel?“

Feudale Stadtpaläste und mystische Drachenbäume, Paradies-gleiche Gärten und historische Kirchen. La Orotava gehört zu den schönsten Städten der Kanarischen Inseln. Sanft neigt sich das immergrüne Orotava Tal zum tiefblauen Meer; hinter der Stadt der majestätische Kegel des über 3700 Meter hohen Vulkans Teide. Aus dem malerischen Meer der Ziegeldächer ragt die elegante, rot-weiße Kuppel der Iglesia Nuestra Señora de la Concepción. Von außen wirkt die Empfängniskirche wie eine Leihgabe der italienischen Kulturmetropole Florenz. Im Inneren erzeugen die roten und blauen Fenster der Kuppel einen raffinierten Effekt, der das Kirchenschiff in ein geheimnisvolles, violettes Licht taucht. Sergio Ramírez spürt eine übernatürliche Kraft, als er das im gotischen Stil zum Himmel strebende Gotteshaus betritt – und Ehrfurcht. Er geht zu einer der vorderen Bankreihen und kniet nieder.

Rechts und links vom Altar hocken zwei betende Engel. Es sind die Engel, die mir begegnet sind, denkt Ramírez. Dann bemerkt er den Pfarrer in der ersten Bank vor dem Altar. Die Glatze des Priesters schimmert fahl in dem fremdartigen Licht, das die Kirche beherrscht. Der Gottesmann erinnert Ramírez an Klaus Kinski in der Rolle des Grafen Dracula. Sergio hatte sich diesen Film mindestens zehn Mal angeschaut. Kinski gab dem Vampir jenseits allen Bösen etwas Verletzliches, etwas Anziehendes, findet Sergio. Er hat Vertrauen zu dem Dracula-Pfarrer und bittet um ein Gespräch.

Der Priester schraubt sich aus der Gebetsbank, zeigt mit einer zeitlupenhaften Bewegung auf den Beichtstuhl und hinkt zu dem reich verzierten Möbel. Ramírez folgt ihm. Geschützt von dem dunklen Holz spricht er von den Erscheinungen, die ihn in den letzten Tagen heimgesucht haben, von der gespenstigen Hotelruine, von den Vögeln, den Engeln und den Lichtern am Ende des Tunnels. Die Stimme des Pfarrers ist sanft und eindringlich zugleich:

„Fürchte dich nicht, mein Sohn, Gott der Allmächtige vermag dich in fremde Realitäten zu bringen, wann immer es ihm beliebt.“

„Die Träume plagen mich, sie kommen immer wieder; sie dringen in mein wahres Leben ein.“

„Nimm es hin und vertraue dem Herrn; nur Gott bestimmt die Realitäten. Gott allein bestimmt, wo du bist, und die Botschaften der Engel richten sich an den Gottesfunken in uns...“

Die tröstenden Worten des Priesters gehen nach und nach in monotone Gebete über. Die Kirchenorgel legt einen fremdartigen Choral über die hypnotisierende Stimme des Pfarrers. Ramírez wird schläfriger und schläfriger. Er schließt die Augen und spürt, dass sich in ihm eine große, inneren Ruhe breit macht. Die Gebete verstummen. Als er schließlich den Beichtstuhl verlässt, ist auch die Orgel in der menschenleeren Kirche verstummt. Der Pfarrer ist nirgends zu entdecken. Sergios Seele ruht in der Stille des Tempels. Er spürt, dass die Angst für immer aus ihm gewichen ist.

Drei Tage später entdeckt der Pfarrer in der Inselzeitung den Bericht über einen rätselhaften Todesfall:

„Am Fuss des „Geisterhotels“ bei Añaza 10 Kilometer südöstlich von Santa Cruz wurde eine – vermutlich durch den Sturz von einem der höheren Stockwerke - entstellte Leiche gefunden. Die Ermittlungen haben ergeben, dass es sich bei dem Toten um den seit zwei Tagen im Hotel Semíramis in Puerto de la Cruz vermissten Sergio Ramírez handelt. Ansonsten tappt die Polizei im Dunkeln. Völlig unklar ist, wie der 47jährige Ramírez von Puerto de la Cruz nach Añaza gelangt ist. Der Tourist sollte gestern Morgen im Hotel Semíramis auschecken. Er hatte seinen Mietwagen bereits am Tage zuvor abgegeben. Bisher konnte kein Taxifahrer festgestellt werden, der ihn auf die andere Seite der Insel gebracht hat.“

Der Pfarrer legt die Zeitung zur Seite und betritt mit einem dünnen, diabolischen Lächeln die Empfängniskirche in La Orotava. Er humpelt zum Altar und verneigt sich vor den Engeln. Das aus der Kuppel strömende, violette Licht fällt auf seinen kahlen Schädel und gibt dem Kopf des Geistlichen ein schauriges, inneres Leuchten.

Hände in der Watte

19.10.2018, 7 Uhr 55, der Flughafen Berlin Tegel liegt unter einer dichten Wolkendecke. Die Anzeigentafel in der Ankunftshalle avisiert den Flug LH 2030 aus München für 8 Uhr 10.

Auf dem Horizont liegt ein oranger Streifen; es ist ein dunkles Orange, in der Mitte kräftiger, rechts und links geht es in einen Blauton über und vermischt sich mit dem Dunkelblau des Himmels zu einem schmutzigem Grau. Die Wolken sind dicht, undurchdringlich; sie sehen aus wie eine gewellte, waagrecht aufgeklebte Rauhfasertapete. Die Wolkendecke hat eine eigenartige, kalte blau-graue Farbe, die Kerkhoff fatal an einen Operationssaal erinnert. Er verspürt ein beklemmendes Gefühl.

Orange wird zu gelb, OP-blau-grau zu dreckigem weiß. Am Horizont steigt die aufgehende Sonne in den Himmel. Die Maschine kippt nach rechts. Kerkhoff krallt sich an den Lehnen des Sitzes fest. Die Rauhfasertapete wirft Wellen mit weißen Kronen; sie liegt da wie ein mattes, in sich bewegtes Eismeer. Die Kronen werden größer, weicher. Eis wird zu Watte. Der Flieger richtet sich wieder auf.

Kerkhoff verkrampft sich, obwohl das Flugzeug ruhig dahingleitet. Ihn überkommt die bleierne Gewissheit, dass die Watte nicht wirklich weich ist; sie ist hart wie Stahlbeton! Der linke Flügel des stählernen Vogels nähert sich dem Beton. Ewige Sekunden verstreichen, dann geht die Maschine wieder in die Waagerechte und senkt ihre Nase. Der Beton verwandelt sich in riesige, leicht zu durchdringende, lockere Wattebüäuche, lange Fäden, die vorbeischießen und schließlich unsichtbar werden. Es war doch kein Beton, nur Watte.

Kerkhoff verflucht seine Angst vorm Fliegen. Er schafft es wieder ruhig durchzuatmen. Doch plötzlich sind riesige, unsichtbare Hände in der Watte. Sie packen den schweren, stählernen Vogel mit gewaltigen Kräften, rütteln an ihm, machen ihn zum Flugzeugmodell aus Pappe, werfen ihn hin und her wie ein ausgedientes Kinderspielzeug. Kerkhoff gerät endgültig in Panik. Mit fahrigen Händen holt er sein Mobiltelefon aus der Jackettasche. Kerkhoff weiß, dass die Benutzung von elektronischen Geräten während des Fluges strengstens verboten ist. Sie können die Navigationssysteme beeinträchtigen. Doch er zittert am ganzen Leib. Todesangst. Kerkhoff will sich für immer von seiner Frau verabschieden. Er schaltet das Handy ein und versucht verzweifelt, die Verbindung herzustellen.

Am Flughafen Berlin Tegel wechselt die Info der Anzeigentafel; hinter der Flugnummer LH 2030 erscheint: GECANCELT